

besinnungslos in einem anhaltenden Todeskampfe und keine Arznei könne ihn retten.

Zwei Stunden darauf bekam Hermann von Agathen ein thränenfeuchtes Billet: „Unser Freund ist verschieden, und schon bestürmt man mich, das Haus zu räumen. Gott! wo soll ich hin?“

41.

Häusliches Künstlerleben.

Welche schreckliche Lage! Einer Fülle des schönsten Glücks so nahe, und plötzlich zurückgeschleudert in ein Labyrinth von Kummer und Noth! — Es erforderte wahrlich! eine feste Brust, diesen furchtbaren Schlag des Schicksals auszuhalten.

In den ersten Augenblicken vergaß Hermann sich selbst und Agathen; er trauerte und weinte nur um den edelherzigen Freund, den er verloren hatte. Doch er mußte diese Todtenfeier bald unterbrechen, um für Agathen zu sorgen und sie so schnell als möglich vor den Mißhandlungen der Habsucht und Lücke sicher zu stellen.

Er sann, wie er das ausführen wollte, und es schien ihm der beste Weg, seine Freundin, Frau von Bahlingen, darüber zu Rathe zu ziehen. Sie und ihr Gemahl (der auch nach seiner Rückkunft von der Reise Hermanns Freund geworden war) erschrocken über Morlachs Tod: aber einstimmig erboten sich beide sogleich von selbst, Agathen in ihr Haus aufzunehmen.

Wie froh war Hermann! Da er nur die Geliebte für jetzt unter den Schutz guter Menschen zu bringen wußte, so bangte ihm nicht vor der Zukunft. Er war seiner

Kunst so mächtig, daß er ein Paar genügsame Leute bequem damit ernähren konnte.

Frau von Bahlingen ließ zu Agathens Abholung ihren Wagen anspannen. Hermann fuhr vor das Morlach'sche Haus. Der Kammerdiener machte große Augen und fragte, was er hier suche. „Nichts von dem allen, was Ihr mir durch Arglist entriszen habt!“ war Hermanns Antwort. „Ich komme blos, um das Fräulein von Harand abzuholen und von der Leiche des edeln Obersten Abschied zu nehmen.“ —

„Das Fräulein steht unbedenklich zu Diensten,“ sagte der hämische Kammerdiener: „Aber wegen des letztern Verlangens muß zuvor bei dem gegenwärtigen Erbherrn angefragt werden.“ — Er betonte das Wort Erbherr sehr stark, ging ins herrschaftliche Zimmer und kam bald mit der Antwort zurück: es sey erlaubt, die Leiche zu sehen.

Hermann warf sich vor dem Lager des Entseelten nieder und bedeckte mit Thränen und Küssen die starre Hand, die nur von List und Todesgewalt gehindert worden war, ihn durch einige Federzüge glücklich zu machen. Dann führte er Agathen in den Wagen, und fuhr hinweg, ohne des Hohngelächters, das ihm aus den Fenstern nachschallte, zu achten.

Frau von Bahlingen und Agathe gewannen einander sehr lieb, und lebten vier Wochen lang wie zärtliche Schwestern beisammen. Fern davon hausend, widmete Hermann die Tage seinem Kunstfleiß, und freute sich bei jedem Pinselstrich auf den Abend, der ihn zum kleinen, fröhlichen Kreise der Liebe und Freundschaft rief.

Indessen war Frau von Bahlingen im Stillen geschäftig, das vom Obersten angefangene gute Werk einiger Maßen zu vollenden. Sie miethete eine freundliche Woh-

nung, versah sie mit den zierlichsten Hausgeräthen, führte die Verlobten dahin, und überreichte ihnen, zum Zeichen des Eigenthums, die Schlüssel der Zimmer. „O, wie angenehm überraschen Sie uns!“ sagte Hermann. „Sie haben Alles, was uns zum ehelichen Leben noch fehlte, so umsichtig und sorgfältig zusammengebracht, daß ich mich in der That wundere, nicht auch schon einen Priester, zu unserer Trauung bereit, hier zu finden.“ —

„Scherzen Sie nicht, es kann Ernst daraus werden!“ antwortete Frau von Bahlingen, als eben ein Wagen am Hause vorfuhr. Agathe lief neugierig ans Fenster. Der Hauptmann und ein Geistlicher stiegen aus. „Himmel! was bedeutet das?“ rief sie, und eine brennende Glut beflog ihre Wangen. Hermann, der jetzt auch zum Fenster sprang und noch einen Zipfel des schwarzen Mantels ins Haus flattern sah, fragte hastig, wer komme. Frau von Bahlingen erklärte nun mit lachendem Munde den Verlobten, daß heute ihr Hochzeittag sey. Sie erschrocken und wollten ihre Stimmen dagegen erheben; aber die Freundin legte, wie der Gott des Schweigens, den Zeigefinger auf den Mund und winkte mit den Augen nach dem Nebenzimmer, wo man eben den Hauptmann mit seinem ehrwürdigen Begleiter eintreten hörte. Da nun doch kein Entrinnen möglich war, bezwang Agathe ihre jungfräuliche Schüchternheit. Die Trauung ward vollzogen. Ein frohes Familienmahl beschloß den heiligen Tag. Der Hauptmann und seine Gattin fuhren gegen Mitternacht nach Hause und ließen die Neuvermählten in Amors und Hymens Gesellschaft zurück.

Jener, der oft schon am nächsten Morgen das Gebiet seines Bruders mit raschen Flügeln verläßt, hielt bei unsern jungen Eheleuten standhaft aus, mischte für Hermann

die Farben, zeichnete Agathe Blumen am Strickrahmen, und diente beiden sogar als Koch so trefflich, daß sie mit dem besten Appetit speiseten, wenn er ihnen auch nur einen Eierkuchen auftrug. Frau von Bahlingen bestrebte sich oft, das dürstige Hauswesen der geliebten Malerfamilie zu bereichern; aber so fein auch immer die Art war, mit welcher sie Geschenke gleichsam einzuschwärzen versuchte, so gelang es ihr doch nie: denn Hermann war gegen dergleichen Partiererei stets wachsam, und bestand mit rühmlichem Starrsinn darauf, sich nicht weiter zu strecken, als seine eigene Decke reichte. Ein durch Arbeit erworbener Bissen Brod schmeckte ihm besser, als ein geschenkter Fasan. Er wollte sich auch überhaupt nicht noch tiefer in Verbindlichkeiten verwickeln und legte so oft als möglich etwas zurück, um der Frau von Bahlingen mit der Zeit ihre Auslage für die Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft wieder zu erstatten.

Als er ungefähr ein halbes Jahr in einer höchst glücklichen Ehe gelebt hatte, ward seine häusliche Ruhe gestört. Er ging eines Tages in Geschäften aus; Agathe blieb allein. Kaum war er fort, so hörte sie am Vorhause klingeln. Vorsichtig öffnete sie nur eine Spanne breit die Thür, um zu spähen, wer da sey. Siehe, da stand zu ihrem Schrecken der Kammerherr Falkenhof und fragte mit der freundlichsten Höflichkeit, ob er das Vergnügen haben könne, Herrn Brok zu sprechen. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ sagte sie. Er wußte das sehr gut; doch äußerte er viel Bedauern darüber. Der Fußboden brannte unter Agathens Füßen. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß sich Falkenhof schnell wieder entfernen möchte. Er hingegen begann von Neuem: „Kennen mich meine Gnädige nicht mehr?“ — Agathe glaubte am besten zu thun,

wenn sie Nein sagte. „Ich weiß nicht, ob ich mich über diese Vergessenheit freuen oder betrüben soll;“ fuhr er fort. „Mein Name ist Falkenhof. Ich war einst im Garten zu Hirschfeld so unglücklich, Sie zu beleidigen. Da ich aber, wie ich eben erfahre, ganz aus Ihrem Gedächtnisse verschwunden bin, so ist mir dieß auf der andern Seite ein angenehmer Beweis, daß Ihr Zorn keine tiefe Wurzel geschlagen hat. Dennoch möcht' ich mich gern über jenen verdrießlichen Vorfall bei Ihnen vollkommen rechtfertigen. Haben Sie die Gnade, mir nur fünf Minuten Gehör zu geben.“

„Nicht einen Augenblick!“ rief Agathe mit Hestigkeit aus, und zog sich, ohne das Vorhaus zu verschließen, in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte keine Verfolgung zu fürchten. Die Vorhausthür war so eingerichtet, daß sie mit der unbedeutenden Kraft, die ein entnervtes Hofmännchen gewöhnlich besitzt, nicht weiter als eine Spanne breit aufgedrängt werden konnte. Ein künstlicher eiserner Riegel, dem sich von außen nicht beikommen ließ, hielt sie in diesem Stande fest, und gewährte den Vortheil, daß man die Person, welche die Klingel gezogen hatte, mit Muße betrachten konnte, ohne daß es ihr möglich war, im Augenblick der Thüröffnung gewaltsam einzudringen, wenn man ihr den nähern Zutritt versagen wollte.

Diese Anstalt (die einsam wohnenden Leuten als ein bewährtes Schutzmittel gegen ungestüme Bettler und Gauer zu empfehlen ist) bemerkte der Kammerherr nicht. Er glaubte, die Thür werde bloß durch einen zufälligen Anstoß gehindert, den Halbmond ihres gewöhnlichen Weges frei zu durchlaufen. In diesem Wahn gab er sich die größte Mühe, sie durch Drücken und Stoßen in Gang zu

bringen. Er zwängte endlich den Kopf durch die Oeffnung, um zu sehen, wohin Agathe geschwunden sey, und ob sie vielleicht noch hinter der Thüre lausche. Unglückliche Neugier! Wie ein Drossel in der Dohnenschlinge gefangen, konnte er den eingeklemmten Kopf weder vorwärts noch rückwärts bewegen. Nach langen, vergeblichen Versuchen, sich in Freiheit zu setzen, rief er um Hülfe. Agathe kam, schlug es aber rund ab, ihn durch Lüftung des Schußriegels zu erlösen. „Gedulden Sie sich, bis mein Mann kommt!“ sagte sie. „Ich bin allein und fürchte mich vor ähnlichen Unarten, wie ich in Hirschfeld erdulden mußte.“ — So scheltend, verließ sie ihn wieder.

Der Gefangene, der sich um keinen Preis von dem Mäler betreffen lassen wollte, arbeitete nun noch ängstlicher als zuvor an seiner Befreiung. Es gelang ihm zuletzt, sich von dem Pranger loszumachen; doch ging es nicht ohne schmerzliche Quetschungen ab, und er ließ bei der Flucht einen großen goldnen Ohrring zurück, der sich durch die heftigen Reibungen geöffnet hatte und auf den Fußboden gefallen war. Agathe fand ihn, und entdeckte zugleich an der Thür und an der Pfoste rothe Stellen, die sie für Blut hielt; aber bei genauerer Besichtigung war es — Schminke.

Hermann lachte und ärgerte sich, als er bei seiner Heimkunft den Vorfall erfuhr. Er sandte dem Kammerherrn die verlorne weibische Ohrenbaumel, in ein Handbriefchen eingestegelt, worin er ihm schrieb: „Ew. Hochwohlgeboren haben, im Kampf mit der Thür meines Vorhauses, die Inlage verloren. — Ist es, wie ich fast zweifle, Ihr wahrer Ernst, mich zu sprechen, so sichert Ihnen die Gewißheit, daß Sie mich von heut an acht Tage lang in den Frühstunden zu Hause finden, einen freien Zugang zu mir.“

Falkenhof antwortete nicht und kam nicht. Das war zu erwarten.

Einige Wochen nachher wurde Hermann zu einer adeligen Familie (die der Angabe nach in einer fernen Gegend der Stadt wohnte, aber in der ganzen Welt nicht vorhanden war) in Kunstgeschäften berufen, und ihm Tag und Stunde, wenn er unfehlbar kommen sollte, genau bestimmt. Diese pünktliche Vorschrift fiel ihm erst auf, als er schon unter Weges war. Er roch Lunte und ging schnell zurück, um dem drohenden Schuß auszuweichen. Die Richtigkeit seiner Ahnung erwies sich, sobald er seine Schwelle wieder betrat. Schreiend rang Agathe auf dem Sopha mit einer weiblichen Gestalt, die sich, unter der Firma einer Modehändlerin, bei ihr eingeschlichen hatte und ihr eben Küsse und andere Liebkosungen aufdringen wollte. Hermann (der mit einem bei sich habenden Schlüssel das Vorhaus leise geöffnet hatte) ging der verdächtigen Dame rasch zu Leibe, und ahnte sogleich, den Kammerherrn Falkenhof, durch theatralische Toilettenkünste in eine ältliche Matrone verwandelt, vor sich zu haben. So verhielt sich die Sache in der That; doch war er nicht völlig davon überzeugt, und es widerte ihn, eine Geschlechtsuntersuchung anzustellen. Er begnügte sich also, das verliebte Mannweib wie eine Tollhäuslerin zu behandeln und zur Thür hinauszustoßen. Falkenhof floh so eilig, daß er eine mit Modewaaren gefüllte pappene Schachtel, die ihm zum Trugzeichen seines angeblichen Standes gedient hatte, mitzunehmen vergaß. Hermann warf sie ihm nach.

Des Kammerherrn Nachsucht veranstaltete kurz darauf einen neuen ärgerlichen Auftritt. Ein lumpig gekleideter Kerl (von dem sich aber Hermann erinnerte, daß er ihn

oft in Falkenhofs Livree gesehen hatte) kam zu ihm und hatte einen häßlichen räudigen Hund bei sich. „Hören Sie,“ sprach er in einem brutalen Tone, „mein Herr, der Graf von Unstern, läßt Ihnen sagen, Sie sollten ihm diesen Hund abmalen. Er meinte: das Thier sey freilich nicht schön, aber Ihre Pinselkunst sey auch nicht weit her, und so passe das recht gut zusammen.“

„Schurke!“ rief Hermann, ihn die Treppe hinab prügelnd: „Das ist meine Antwort! Und wenn sich dein mir wohlbekannter Herr, der sich einen sehr ominösen Namen beigelegt hat, noch ein einziges Mal in meiner Wohnung sehen läßt, so werd' ichs ihm eben so machen!“ —

„Das soll Euch theuer zu stehen kommen!“ keuchte der fliehende Lump.

Es war keine leere Drohung. Das erfuhr Hermann nach Jahren.

Doch auch jetzt noch setzte der Kammerherr, der sonst nichts zu thun hatte, den kleinen Krieg der Neckereien gegen seinen Zwillingenbruder unablässig fort, und warb dazu Bundesgenossen aus allen Ständen. Er wiegelte besonders den jungen muthwilligen Adel der Hauptstadt auf. Hermann durfte sich mit seiner Gattin weder im Schauspielhause, noch auf Promenaden sehen lassen. Ueberall verfolgte ihn freches Gehöhne. Sogar Straßenbuben wurden gedungen, ihm die Fenster einzuwerfen.

Zu gleicher Zeit standen auch andere Feinde gegen ihn auf. Es waren die Federhelden, die er im Weinhause beleidiget hatte. Eine öffentliche Gemäldeausstellung, wozu er einige Bildnisse lieferte, gab ihnen einen erwünschten Anlaß, sich an ihm zu reiben. Sie verstanden zwar sammt und sonders nichts von der Malerei; doch da sie jede Gelegenheit, mit ihren Kielen ein paar Groschen zu erwerben, be-

gierig ergriffen, so ließen sie auch über jene Bildersammlung kritische Flugblättchen in die Welt flattern. Es war nichts leichter als das. Sie schlichen Tag für Tag in den Zimmern der Gallerie herum, behorchten die Urtheile der Kenner, und schickten sie in die Druckerei. Da aber an solchen Orten gewöhnlich nur das Lob laut ausgesprochen, der Tadel hingegen verschwiegen, und überhaupt viel geschmeichelt und geheuchelt wird, so kam auf solche Weise manche Schülerarbeit zu der Ehre, von den horchenden Kritikastern hinterher am Schreibpulte bis in den Himmel erhoben zu werden. Nur Hermanns Gemälde wurden von ihnen in den Abgrund der Verdammniß geworfen, ungeachtet das unbefangene Publikum so rühmlich über sie urtheilte, als sie es wirklich verdienten. Bei diesem Lobe waren die Kritiker taub und gaben lieber Blößen ihrer Unwissenheit, als daß sie dem verhassten Künstler Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie übten sogar die kleinliche Bosheit, auf den mit ihm gehaltenen verjährten Streit in der Weinstube anzuspielden, und sich dadurch als Verfasser ihrer anonymen Kritik vor ihm zu entlarven. In seinen Schildereien sollte, nach ihrem Ausspruche, bald ein ausgestreckter Arm und bald ein flatterndes Gewand den Flügeln einer Windmühle ähnlich sehen, und sie riethen daher dem Stümper wohlmeinend, seinen Pinsel, den er wider Minervens Willen handhabe, niederzulegen, und als ein ehrfamer Müller vom Winde zu leben.

Hermann lächelte über diese unverständige Rezension. Er erinnerte sich dabei der Worte Bürger's:

Wenn dich die Lasterzunge sticht,
So laß dir das zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Aber er sah doch bald, daß jene böshafte Krittellei auf die Blüthe seines Erwerbszweiges wie ein giftiger Mehlthau wirkte. Das schwache, wetterwendische Publikum glaubte den Lästereien mehr als seinen eigenen Augen, und hielt ihn, dessen Bildnisse bisher allgemein geschätzt worden waren, nun mit Einem Male für einen armseligen Gurkenmaler, weil ihn drei heimtückische Dummköpfe dafür erklärt hatten. Die ihm ertheilten Aufträge wurden von allen Seiten zurückgenommen; auf neue war nicht weiter zu rechnen. Seine Lage fing also an mißlich zu werden. Er mußte darauf denken, einen andern Wohnort zu wählen. Die Hauptstadt war überhaupt für ihn schon dadurch reizlos geworden, daß Frau von Bahlingen und ihr Gemahl sie verlassen und sich auf ihr Landgut, in der Gegend von Eibenburg, begeben hatten.

42.

L a n d l e b e n.

Indem Hermann einst mit Agathen rathschlagte, wo sie sich anderwärts niederlassen wollten, brachte ihm der Postbote einen wichtigen Brief von seinem vormaligen Pflegervater, mit dem er in beständiger Correspondenz stand.

„Mein lieber Sohn,“ schrieb der ehrwürdige Pfarrer, „ich erhalte eben jetzt eine theils traurige, theils erfreuliche Nachricht aus Hirschfeld. Der Tod hat die Welt um ein Wiederherz ärmer gemacht: unser guter alter Gönner und Freund, Herr von Föhrwald, ist vor einigen Wochen gestorben. Ich beweine ihn aufrichtig, und auch deine Augen werden nicht trocken bleiben. Des braven Mannes Asche verdient deine dankbare Verehrung um so mehr, da er dir